Geschichte, Kulturgeschichte und Politik

Hannah Lotte Lund: Der Berliner „jüdische“ Salon um 1800: Emanzipation in der Debatte (= Europäisch-jüdische Studien – Beiträge, Bd. 1). Berlin – Boston: de Gruyter 2012. XVI, 593 S., 26 s/w Abb., 99,95 €.

Der Mythos der „berühmten“ Berliner jüdischen Salons um 1800 als Orte einer zweifachen Emanzipation von Juden und von Frauen ist als Gegenstand der kritischen Salonforschung ein komplexes Phänomen. Auf der einen Seite waren die Öffnung jüdischer Häuser und die Teilnahme jüdischer Frauen an geselligen Aktivitäten bemerkenswerte Entwicklungen in der Kulturgeschichte des aufgeklärt bürgerlichen Berlins. Auf der anderen Seite scheint jedoch die überwiegende Mehrheit der Literatur zu den Salons nicht nur die Signifikanz der Salons für die Emanzipationsdebatten in *longue durée* zu großzügig einzuschätzen, sondern auch die jeweilige Berühmtheit der Salonières und „Teetische“ anhand einer lückenhaften, zerstreuten und keineswegs vollständig erschlossenen Quellenlage zu messen. Problematisch, wie Hannah Lotte Lund argumentiert, ist auch der Forschungsbegriff „jüdischer Salon“, nicht nur weil er einer „kleinen Gruppe von neun Frauen des Status einer Institution zu[weist], den sie zu Lebzeiten so nicht besaßen“, (S. 3) sondern auch weil er mit der Betonung des Jüdischen ein Selbstverständnis der beteiligten Frauen und Männer suggeriert, das sich anhand der Quellen nicht, oder nur für einige der Beteiligten, bestätigen lassen.

Mit einem deflationären Ansatz vertieft sich Lund in ihrer als Dissertation entstandener Studie in den Quellen, um das Emanzipationspotential der Salonkommunikation auszuloten. Im ersten Kapitel formuliert sie die grundsätzliche Frage: „Wenn der Salon ein Ort der Emanzipation war, wie weit reichte diese örtlich und zeitlich über ihn hinaus? Örtlich über seine vier Wände in die Berliner, die Umgebungsgesellschaft hinein, und zeitlich über eine kurze gesellschaftliche Umbruchphase, die so genannte ‚Blütezeit der Berliner Salons‘, hinaus?“ (S. 6).

Nach dem zweiten, in den Kontext einführenden Kapitel, unter anderem zu den vor 1800 aufgekommenen Fragen der „bürgerlichen Verbesserung“ der Juden und der Frauen, beschäftigt sich das dritte Kapitel im Querschnitt mit den Salonaktivitäten von ausgewählten Beteiligten im Beispieljahr 1794/1795. Mit der Begrenzung auf eine bestimmte Zeitperiode wird der Fokus auf die Orte der Kommunikation gerichtet, die „nicht nur in verschiedenen jüdischen

Häusern, sondern an unterschiedlichen Orten der Stadt, weiteren Ortschaften und auf unterschiedlichen Wege zwischen diesen stattgefunden hat“ (S. 143). Gemäß der methodischen Annahme, dass die Salonkommunikation nicht nur während der geselligen Nachmittage und Abende der bekannten Persönlichkeiten, sondern vielmehr format-, orts- und personenkreisübergreifend stattfand, werden die verschiedenen Treffpunkte und Modalitäten der Kommunikation breit aufgefasst.

Lund argumentiert überzeugend, dass die geselligen Orte der Kommunikation weitaus mannigfaltiger waren als die wenigen Orte wie „Rahels Dachstube“, welche die Salonforschung bislang für relevant hält. In unterschiedlichen Zusammenhängen und zu unterschiedlichen Zwecken traf sich die Salongesellschaft: in den diversen offenen Häusern, im eingeladenen Zirkel, beim Kränzchen, zum Mittags- und Abendessen sowie zum Trink- oder Vergnügensabend, vor, während und nach Theater- und Musikaufführungen, beim Spaziergang entlang der Stadtmauer oder im Tiergarten, via Billets, die Kurznachrichten der damaligen Zeit, sowie an Orten außerhalb Berlins wie in Bade- und Kurorten, während Aufenthalten und Besuchen in anderen Städten und in den schriftlichen Korrespondenzen der sich auf Reise befindenden Beteiligten. Der Fokus auf den Querschnitt zeigt, wie die gesellige Kommunikation in diesem Geflecht funktionierte, gibt Einblick in die Themen, um die sich das ernsthafte Gespräch und der Klatsch im Beispieljahr drehten und erlaubt eine tiefgründige Darstellung der emanzipationsrelevanten Diskussionen.

Die Lektüre macht neugierig auf eine ähnlich ergiebige Darstellung der Zeit vor und nach dem Beispieljahr und vor allem auf eine Rekonstruktion des Wandels in der Zusammensetzung der jeweiligen Salongesellschaften, in den Orten und Gesprächsmodalitäten sowie in den Themen vor dem Hintergrund des sich während dieser Sattelzeit schnell verändernden Kontextes und des Aufkommens der modernen Judenfeindschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Lunds Fokus auf ein Beispieljahr zeigt das Potential ihres methodischen Ansatzes für die künftige Salonforschung.

Hat das Kapitel zum Querschnitt einen methodisch wegweisenden Charakter, so überprüft Lund ihre Ergebnisse durch die Analyse im historischen Längsschnitt der Briefkorrespondenz ausgewählter Salongäste und respektive eines ausgewählten Gastes mit jeweils einer seiner jüdischen und einer seiner nichtjüdischen Gastgeberinnen. So beschäftigt sich das vierte Kapitel mit dem

jahrzehntelangen Briefwechsels der Freunde Wilhelm von Humboldt, Friedrich von Gentz und Gustav von Brinckmann. Mit einer detaillierten Darstellung zeigt Lund, dass die Staatsmänner miteinander in einem relativ stetigen Diskurs über das Jüdische, „die Juden“ und ihre jüdische Freundinnen und Gastgeberinnen standen. Darauf aufbauend macht sie deutlich, wie dieser Diskurs und die drei Beteiligten sich im Wandel der Zeit entwickelten. Insbesondere konstatiert Lund eine Verschiebung des Fokus' in der Entwicklung Humboldts, der durchgehend ein hohes Interesse an der Benennung und Beschreibung vom vermeintlich Jüdischen an den jüdischen Frauen und Männern in seinem Umfeld zeigte, insofern, als er „seinen persönlichen Umgang mit Juden allgemein und Bekannten jüdischer Herkunft nach 1800 bewusst einschränkte bzw. aufgab“, und dennoch 1815 im Rahmen des Wiener Kongresses für die staatliche Gleichberechtigung der Juden eintrat. Brinckmann und Gentz hielten dagegen „einige Freundschaften zu Personen jüdischer Herkunft bis ans Lebensende aufrecht“, (S. 432) wobei beide den Bezug zum Jüdischen bei diesen Freunden nicht thematisierten und zumindest Gentz judenfeindliche Resentiments hegte und als Metternich-Berater eine tendenziell gegen die Juden diskriminierende Politik unterstützte. Hinsichtlich des Geschlechteraspektes stellt Lund überdies fest: „Alle drei Gäste machten einen Unterschied darüber hinaus zwischen jüdischen Frauen und jüdischen Männern. Erstere galten ihnen als das Bessere dieser Gruppe oder „Nation“. Der engere Kontakt und Freundschaften entwickelten sich zu jüdischen Frauen“ (S. 433).

Als zweite Analyse im historischen Längsschnitt behandelt Lund im fünften Kapitel den Briefwechsel zwischen Brinckmann und Rahel Levin Varnhagen und Luise von Voss, in deren Salons der schwedische Diplomat verkehrte und mit denen er jahrzehntelang im Austausch stand. So zeigt Lund anhand ausgewählter Motive und mittels Parallelektüre die Ähnlichkeiten und Differenzen im Umgang Brinckmanns mit einer jüdischen und einer nichtjüdischen Salonière im Besonderen, sowie die Entwicklungen in dessen insgesamt positiver Haltung zum Judentum im Allgemeinen. Darüber hinaus untersucht Lund das komplexe „Spannungsverhältnis zwischen gesellschaftlichen Kontakt zwischen Aristokratie und gebildeten Jüdinnen einerseits und der geschärften Wahrnehmung der Unterschiede andererseits“ (S. 529f.). So zeigt sich im Längsschnitt auch der dritte Emanzipationsmythos der Salons – die Gleichheit der Stände – teilweise als Chimäre.

Lund schließt mit einem überzeugenden Argument für eine Rückbindung der Berliner jüdischen Salons in die unterschiedlichen anderen Geselligkeitsstrukturen um 1800 und einem Fazit über emanzipatorische Momente in der Salonkommunikation als Sprachraum ab. In dieser Kommunikation schufen sich die Beteiligten, nach Lunds Querschnittanalyse, „eine gemeinsame verbindliche Sprachebene, auf der sie sich ungeachtet ihrer sonstigen gesellschaftlichen Anbindungen annähern könnten“. Jedoch werde anhand ihrer Längsschnittanalysen deutlich, „wie fragil dies im Salon kommunizierte Gleichgewicht gewesen sein muss“ (S. 538). Eine Emanzipation „in der Debatte“, wie es der bewusst gewählte Untertitel dieser facettenreichen und gelungenen Quellenstudie formuliert, und eine gesellschaftliche Anerkennung einiger jüdischer Frauen lässt sich Lund zufolge bestätigen, wenn auch nur punktuell und für eine kurze Zeit.

William Hiscott, Potsdam

Kerstin von der Krone: Wissenschaft in Öffentlichkeit. Die Wissenschaft des Judentums und ihre Zeitschriften (= Studia Judaica, Bd. 65), Berlin: de Gruyter 2012. X, 539 S., 129,95 €.

Mirjam Thulin: Kaufmanns Nachrichtendienst. Ein jüdisches Gelehrtennetzwerk im 19. Jahrhundert (= Schriften des Simon-Dubnow-Instituts, Bd. 16). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2012. 424 S., 14 Abb., 6 Karten, 6 Tabellen, 64,99 €.

Dass die „Wissenschaft des Judentums“ nach wie vor zu einer großen Zahl von Studien anregt, liegt vor allem in den vielfältigen Facetten ihrer Geschichte, Exponenten und Themen, der umfangreichen Quellenüberlieferung als auch ihrer Bedeutung für die allgemeine Wissenschaftsgeschichte begründet.⁵ Zu

⁵ Zuletzt zu Themenfeldern etwa: „Im vollen Licht der Geschichte“. Die Wissenschaft des Judentums und die Anfänge der kritischen Koranforschung Hg. von Dirk Hartwig et al., Würzburg 2008; Die Entdeckung des Christentums in der Wissenschaft des Judentums. Hg. von Görge K. Hasselhoff. Berlin – New York 2010; zu Exponenten etwa Pyka, Marcus: Jüdische Identität bei Heinrich Graetz. Göttingen 2009; Jüdische Existenz in der Moderne. Abraham Geiger und die Wissenschaft des Judentums. Hg. von Christian Wiese, Walter Homolka und Thomas Brechenmacher. Berlin 2013; Studies on Steinschneider. Moritz Steinschneider and the Emergence of the Science of Judaism in Nineteenth-Century Germany. Ed. by Reimund Leicht and Gad Freudenthal. Leiden 2012; zu Institutionen etwa Pelger, Gregor: Wissenschaft des Judentums und englische Bibliotheken. Zur Geschichte